



45. - 1. Ausgabe! 186
WIE ICH WURDE

Wosko



A 98 - 08809

**SELBSTBIOGRAPHIEN VOLKS-
TÜMLICHER PERSÖNLICHKEITEN**

WIE · ICH · WURDE

Selbstbiographien volkstümlicher Persönlichkeiten

NOSKE

A 98 - 08809

1.—10. Tausend

1919

Kultur-Verlag G. m. b. H. / Berlin W 30

Vorwort.

Der Reichswehrminister Noske gehört zu den wenigen politischen Persönlichkeiten, die seit Ausbruch der Revolution dauernd im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stehen. Aber während die einen ihn rühmen und verehren, tadeln und lästern ihn die andern.

Gustav Noske ist in der Tat zurzeit der best geachtete und best gehaßte Mann in Deutschland.

Was wissen wir von ihm? Wir wissen, daß er im alten Reichstage ein sachkundiger Kritiker in Kolonialfragen sowie in den Angelegenheiten des Heeres und der Marine gewesen ist; daß er bei der Kieler Matrosenrevolution eine bedeutende Rolle spielte; daß er mit Energie die Ruhe in der Reichshauptstadt wieder herstellte und dauernd bemüht ist, überall im Lande Ordnung, Sicherheit und Arbeit zu schützen.

Wir wissen aber nichts von der ungeheuren geistigen und körperlichen Leistung dieses Mannes, der sich kaum die Zeit zu bescheidenem Mahle gönnt und dem seit Monden kein Ruhetag mehr beschieden war.

Wir wissen nichts von der nervenzermürbenden Last furchtbarster Verantwortung, die seine Tage und Nächte beschwert, nichts von den erschütternden Konflikten, die sich in seiner Seele abspielen.

Eine unerhörte Spannung muß über dem Dasein dieses Mannes wuchten, der in so gärender Zeit, und noch dazu als Sozialdemokrat, den vielgeschmähten „Militarismus“ vertritt und verkörpert.

Es wäre übereilt, wenn nicht unmöglich, schon heute ein abschließendes Urteil über Noskes Leistungen nach der politischen Umwälzung vom November 1918 zu fällen. In einer Zeit, die so aus den Fugen geraten ist, weiß niemand mehr, was recht und was schlecht ist; niemand, wo der Weg zum Heil zu finden ist. Wie könnte es auch anders sein! Dunkel und ungewiß liegt unsere allernächste Zukunft vor uns, und selbst unsere Gegenwart ist in trübe Nebelschwaden gehüllt.

Gustav Noske gehört zu den Männern aus dem Volke, die die Woge der Revolution zu den höchsten Regierungsstellen emporgetragen hat. Wie Ebert und Scheidemann, war allerdings auch Noske kein Neuer, kein Unbekannter, den die Macht einer überragenden Persönlichkeit plötzlich aus dem Gewimmel der namenlosen Masse ans Licht der Berühmtheit drängt. In jahrzehntelanger, zielbewußter Arbeit hatte er sich bereits Ruf und Namen eines Politikers von Bedeutung erworben.

Und doch scheint es ein märchenhaftes Schicksal gewesen zu sein, das aus dem Korbmacher-ge-sellen von 1897 in 22 Jahren den Reichswehr-minister von 1919 gemacht hat. Aber kein jäher, unerwarteter Flug nach oben kennzeichnet die Kurve dieser ungewöhnlichen Entwicklung. Ganz allmählich, mit einer, man möchte fast sagen, nüchternen Konsequenz steigt sie auf.

Aber gerade weil Noskes Leben sich ohne außergewöhnliche Glückszufälle abgespielt hat, gerade weil es das logische Ergebnis zielbewußter, zäher Arbeit ist, kann es einer von unten aufstrebenden und ringenden Jugend als Vorbild dienen und ihr in Zeiten hoffnungsloser Verzagtheit Mut und Ausdauer einflößen. Der Aufstieg des ehemaligen Arbeiters aus der Reichsteinschen Kinderwagen-Fabrik in Brandenburg a. H. ist ein Beweis dafür, daß auch in dem alten preußischen Klassenstaat ein starker Wille dem Befähigten, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, die Bahn freimachte.

So hat denn eine Biographie des Reichswehr-ministers nicht bloß aktuelles Interesse. Sie ist von bleibendem pädagogischen und volkserzieherischen Wert. Und sie muß zu einem menschlich interessanten Dokumente werden, wenn sie sich auf den mündlichen Mitteilungen Noskes selber aufbaut, kurz, wenn sie als Selbstbiographie erscheint.

Diese Gesichtspunkte, die für die Veröffentlichung des vorliegenden Büchleins maßgebend

waren, hat der Herausgeber dem Herrn Minister vorgetragen und bei diesem freundliches Entgegenkommen gefunden. Noske ist ja ein so vorzüglicher und sicherer Sprecher, daß es ihm keine Schwierigkeiten machte, die vorgelegten Fragen rasch zu beantworten.

Aber die Zeit war knapp. Das Telefon läutete, Depeschen kamen, wichtige Besuche mußten empfangen, unaufschiebbliche Befehle erteilt werden. Und unten im Wartezimmer staute sich die Menge derer, die den Minister sprechen wollten.

So ist denn diese Selbstbiographie Noskes nicht allzu ausführlich ausgefallen, und man bedauert, daß er nicht mehr erzählt hat aus seiner Königsberger Zeit und aus den Chemnitzer Tagen, von seinen Erlebnissen als Reichstagsabgeordneter und von dem Werden und Entstehen der Revolution, in der er eine so hervorragende Rolle gespielt hat.

Noske ist ein hochgewachsener, schlanker Mann. Kurzgeschorenes dunkles Haar bedeckt dicht den zur Rundung neigenden Schädel. Nur im Schnurrbart glänzt hie und da ein graues Haar. Die Handgelenke sind auffallend schmal. Kluge Augen blicken durch eine große Hornbrille. Er spricht zögernd, als überlege er jedes Wort, aber dann sehr bestimmt, fast militärisch. Noske ist übrigens nie Soldat gewesen. Als Kind war er schwächlich und ohne Muskeln, und noch den Zwanzigjährigen hat man für einen Schwindsuchtskandidaten gehalten.

Daß Noske Humor hat, bewies sein herzliches Lachen, als er erzählte, daß man ihn wegen Verrats an der Arbeiterklasse jüngst aus dem Holzarbeiter-Verband habe ausschließen wollen. Bemerkenswert ist, daß sein Lebenslauf nichts von einer tiefwurzelnden Männerfreundschaft erzählt. „Intime Freunde habe ich nie besessen“, meinte Noske. „Ich hatte vielleicht zu wenig Zeit dazu!“

Was seine politischen Gesinnungsgenossen betrifft, so hatte Noske in Königsberg enge Fühlung mit Haase, und in besonders guter Gemeinschaft stand er mit Otto Braun, dem jetzigen preußischen Landwirtschaftsminister. Von den alten Sozialdemokraten hat Auer den stärksten Eindruck auf ihn gemacht. Interessant ist, wie sich Noske über seine Beziehungen zu Bebel äußerte: „Bebel hat immer nur mit gemischten Gefühlen meiner Betätigung zugeesehen. Er hat zwar einige Wertschätzung für mich übrig gehabt. Da ich aber ziemlich frühzeitig dazu neigte, meine eigenen Wege zu gehen, so hat ihm das wohl nicht immer gepaßt. Ich habe immer einigen Wert darauf gelegt, ein eigenes Urteil zu haben. Als Abgeordneter wurde es mir daher einigermaßen verdacht, daß ich gerade in meiner ersten großen Reichstagsrede sehr viel schärfer, als das sonst bei den Sozialdemokraten üblich war, nationale Töne anschlug und damals Bekenntnisse zur Pflicht der Landesverteidigung ablegte, die während des Krieges

einmal als das 'sozialdemokratische Kriegsprogramm' bezeichnet wurden."

Ueber Deutschlands Zukunft denkt Noske trotz unserer verzweifelt ernsten Lage durchaus nicht pessimistisch. Wie er sich selber vertraut und seinem starken Willen, so baut er auch auf die Kraft und Tüchtigkeit der anderen. Aus dem Munde eines so nüchtern überlegenden Menschen klingen solche Worte doppelt verheißend. Und mit tiefem Ernst, ja fast bewegt, sagte der Minister: „Ich habe immer ein absolutes Zutrauen zur Kraft und Tüchtigkeit des deutschen Volkes gehabt. Selbst manche sehr üblen Erscheinungen, die jetzt als eine Folge des langen Krieges zu beklagen sind, können mein Vertrauen zu einer besseren Zukunft Deutschlands und des deutschen Volkes nicht erschüttern. Ich zweifle gar nicht daran, daß wir das Land in absehbarer Zeit wieder in Ordnung bringen. Es wird allerdings einige Mühe kosten, und eine Menge Leute werden bittere Enttäuschungen beklagen. Aber die harten Tatsachen werden unsere Arbeiterschaft lehren, sich mit Unabänderlichem abzufinden, danach ihre Taktik und ihr Verhalten einzurichten und zu versuchen, den durch den Krieg unterbrochenen wirtschaftlichen Aufstieg weiter fortzusetzen."

Berlin, im Juli 1919.

Prof. Dr. Peter A. Silbermann.



Reichswehrminister Noske

einmal als das ‚sozialdemokratische Kriegsprogramm‘ bezeichnet wurden.“

Ueber Deutschlands Zukunft denkt Noske trotz unserer verzweifelt ernsten Lage durchaus nicht pessimistisch. Wie er sich selber vertraut und seinem starken Willen, so baut er auch auf die Kraft und Tüchtigkeit der anderen. Aus dem Munde eines so nüchtern überlegenden Menschen klingen solche Worte doppelt verheißend. Und mit tiefem Ernst, ja fast bewegt, sagte der Minister: „Ich habe immer ein absolutes Zutrauen zur Kraft und Tüchtigkeit des deutschen Volkes gehabt. Selbst manche sehr üblen Erscheinungen, die jetzt als eine Folge des langen Krieges zu beklagen sind, können mein Vertrauen zu einer besseren Zukunft Deutschlands und des deutschen Volkes nicht erschüttern. Ich zweifle gar nicht daran, daß wir das Land in absehbarer Zeit wieder in Ordnung bringen. Es wird allerdings einige Mühe kosten, und eine Menge Leute werden bittere Enttäuschungen beklagen. Aber die harten Tatsachen werden unsere Arbeiterschaft lehren, sich mit Unabänderlichem abzufinden, danach ihre Taktik und ihr Verhalten einzurichten und zu versuchen, den durch den Krieg unterbrochenen wirtschaftlichen Aufstieg weiter fortzusetzen.“

Berlin, im Juli 1919.

Prof. Dr. Peter A. Silbermann.



Reichswehrminister Noske

Mein Vater ist aus Wolynien nach Deutschland gekommen. Mein Großvater ging nämlich vor etwa 100 Jahren aus dem Posenschen nach Rußland und hat dort in Podolien und Wolynien Urwald gerodet und als Kolonist gehaust.

Mein Vater ist groß geworden in der Gegend von Luzk am Styr in Wolynien. Dort haben eine ganze Anzahl von meinen Verwandten bis in die neueste Zeit hinein gesessen.

Als ich während des Krieges in Kurland war und bei Goldingen deutsche Kolonisten besuchte, fand ich dort Leute, die noch Verwandte von mir in Wolynien kannten.

Mein Vater erzählte aus seiner Jugendzeit, daß er während des Krimkrieges mit seinen übrigen Brüdern irgendwo in der Nähe von Luzk Verschanzungen bauen mußte, und er hat immer mit starkem Wohlgefallen von dem halbwilden Leben erzählt, das er besonders in seiner Jugend geführt hat, als er mit den Brüdern Urwald rodete, um das Feld auszudehnen, das der Vater sich angelegt hatte.

Mein Großvater war Weber, wie eine ganze Anzahl der dort angesiedelten Kolonisten. Seine Familie

blieb aber im preußischen Staatsverband. Daher ging mein Vater mit 21 oder 22 Jahren nach Deutschland, um hier seiner Militärpflicht zu genügen, wie es auch seine Brüder getan haben.

Aber während diese alle wieder nach Rußland zurückkehrten, ist mein Vater hier geblieben. Er hat zuerst in Forst i. L. gewohnt und ist dann später nach Brandenburg a. Havel gekommen. Hier hat er geheiratet und seine übrigen Lebensjahre bis auf die letzten verbracht. Seit ein paar Jahren wohnt er bei mir und erfreut sich noch heute mit seinen 81 Jahren einer außerordentlichen körperlichen Gesundheit und geistigen Frische.

Was aus den Geschwistern meines Vaters in Rußland geworden ist, ist mir nicht bekannt. Ich weiß lediglich, daß eine Schwester meines Vaters jetzt in der preußischen Ostmark bei einem Verwandten sitzt, der sich dort eine Kolonistenstelle erworben hat.

Meine Mutter ist in Brandenburg a. H. geboren. Ihr Vater war Hannoveraner und ebenso wie mein Vater Weber. Meine Großmutter mütterlicherseits stammt aus einer wendischen Familie, die bei Rathenow i. Mark gewohnt hat.

Ich bin am 9. Juli 1868 in Brandenburg geboren, wenn ich mich recht erinnere, in irgend einem ganz niedrigen kleinen Hause in der Wollenweberstraße.

Aus meinen ersten Lebensjahren weiß ich besonders Bemerkenswertes nicht zu erzählen außer

der Tatsache, daß meine Mutter mit einer ganz außerordentlichen Sorgfalt und Liebe über mir und meiner zwei Jahre jüngeren Schwester gewacht hat.

Meine ersten Schuljahre habe ich an einer Volksschule verbracht. Dann siedelte ich in die sogenannte Bürgerschule über, da mein Vater, der selbst nur ganz notdürftig schreiben gelernt hatte, trotz seinen bescheidenen Einkommensverhältnissen Wert darauf legte, daß ich etwas bessere Schulbildung bekam. Daß ich ein Muster-schüler gewesen bin, wird keiner meiner Lehrer mir nachsagen. Ich habe zwar ziemlich leicht gelernt, aber nicht gerade über ein besonderes Maß von Sitzfleisch verfügt. Soviel Eifer habe ich allerdings immer aufgebracht, um durch alle Klassen glatt durchzukommen.

Von allen meinen Lehrern hat mich am stärksten beeinflusst der Geschichtslehrer Hoffmann, der in den oberen Klassen unterrichtete, und der stellvertretende Rektor Rosenberg, dem ich zwar manch schwere Stunde bereitet habe, der aber in seiner väterlichen Art stark auf mich eingewirkt hat.

Gelesen habe ich immer sehr gern. In meiner Jugend natürlich mit besonderer Vorliebe, wie wohl jeder andere Junge auch, den Robinson und allerlei Indianerschmöcker. Ich war überhaupt ein rechter Dutzendjunge und trieb mich stets mit einer ganzen Schar anderer Burschen herum,

des Nachmittags meist in den großen städtischen Forsten.

Draußen am Dom, wo damals auf dem Gelände, auf dem sich jetzt große Schleusenanlagen befinden, noch riesige dichte Dornenhecken standen, habe ich oft stundenlang in selbstgebauten Höhlen gehockt, meist mit einem gewissen Hillebrandt zusammen, der später Bankbeamter in Berlin geworden ist.

Mein Vater, der sich aus seiner Jugendzeit eine außerordentlich starke Naturliebe bewahrt hatte, zog Sonntag für Sonntag, im Sommer gewöhnlich schon frühmorgens um 3 Uhr in den Wald. Meine Eltern haben jahrelang in einem Hause gewohnt, das unmittelbar an der Havel lag. Das brachte es mit sich, daß ich viele Stunden lang im Kahn auf dem Wasser lag, frühzeitig ein guter Schwimmer wurde, die einzige Kunst übrigens, in der ich einiges geleistet habe.

Das Herumtreiben am Wasser hätte mich in meinem elften Lebensjahre fast das Leben gekostet. Als ich mit glatten Holzpantinen von einem Kahn, der an unserem Hofe lag, ans Land ging, stürzte ich ab und fiel, es war strenger Winter, kopfüber in eine Luhme, das ist ein Loch, das in sehr dickes Eis gehauen ist. Unter dem Eis hervorgeholt hat mich damals der Besitzer des Kahnes, ein Schiffer R i e n, der gerade in dem Augenblick den Hof betrat, als ich unter dem Eise verschwand.

Mit vierzehn Jahren hatte ich die Bürgerschule durchgemacht. Meine Neigung, einen Beruf zu erlernen, bei dem ich dauernd im Freien sein konnte, war unerfüllbar. Denn mein Vater konnte die Mittel nicht aufbringen, die erforderlich gewesen wären, um mich Förster werden zu lassen. Meinen Großeltern und meinen Eltern, die sich hart durchs Leben bringen mußten, erschien es als ein Idealzustand, mich einen Beruf erlernen zu lassen, der mit geringen Mitteln baldige Selbständigkeit in Aussicht stellte. Mir selbst ist es damals eigentlich ziemlich gleichgültig gewesen, an welche Arbeit ich schließlich herangesteckt wurde.

Irgend jemand hatte meinem Vater klar gemacht, daß man als K o r b m a c h e r mit ein paar hundert Mark Meister werden könnte. Daraufhin wurde mir ein Lehrmeister ausgesucht, bei dem ich im Juli 1882 eintrat.

Schon mein erster Eindruck von der Werkstatt war der denkbar unerfreulichste. Im Hinterhause saß dieser Meister mit zwei weiteren Lehrjungen und höchstens ab und zu einmal mit einem Gesellen in einer engen Dachkammer. Das Hocken auf niedrigem Schemel sagte mir wenig zu. Der Meister war ein ziemlich übler Bursche, der stark trank. Das Geschäft wurde lediglich von seiner außerordentlich rührigen und tüchtigen Frau aufrecht erhalten.

Die Lehrjungen waren dauernd in einer peinlichen Situation. Wenn sie die Ware abgeliefert

hatten, wurde ein Bruchteil des Geldes in der Regel vom Meister vor seiner Frau verheimlicht, oder er schlug auf den von ihr geforderten Preis ein paar Groschen auf, um sich Schnapsgeld zu machen. Unter allerlei Vorwänden mußten sich die Jungen mit der Schnapsflasche in der Tasche an der Wohnungstür vorbeidrücken, um für den Meister Fusel heranzuholen. Ab und zu nahm die Frau die Flasche weg. Es kam daher häufig, besonders wenn der Mann, was nicht selten vorkam, betrunken war, zu recht häßlichen Szenen.

In unserer Familie war stets Wert gelegt worden auf sauberen Ton, und im Hause der Eltern habe ich niemals häßliche Worte gehört. Auch nie im Hause meiner Großmutter, bei der eine ganze Anzahl gebildeter Leute verkehrten. Im späteren Alter hatte meine Großmutter nämlich eine kleine Erbschaft gemacht. Dadurch wurde es ihr ermöglicht, zwei von den Brüdern meiner Mutter, die Schriftsetzer gelernt hatten, zur Gerichtskarriere übergehen zu lassen.

Kein Wunder also, daß die üblen Szenen in der Werkstatt auf mich einen außerordentlich abstoßenden Eindruck machten. Es hat wohl auch kaum zwei Monate gedauert, bis ich mit dem Meister starke Differenzen bekam. Als er eines Tages nach mir schlug, lief ich ihm davon, und es bedurfte starker Einwirkung meiner Eltern, um mich zu bewegen, wieder in die Lehre zurückzukehren.

Ein erträgliches Verhältnis kam aber nicht mehr auf, und um die Weihnachtszeit herum wurde auf mein Drängen hin das Lehrverhältnis gelöst und ich wanderte, um wenigstens im Geschäft zu bleiben, als Lehrjunge in die Reichsteinsche Kinderwagenfabrik.

Vom regelrechten Erlernen eines Handwerkes konnte in der Fabrik keine Rede sein. Gearbeitet wurde eine ganz beschränkte Kategorie von Korbwaren, Kinderwagen, so daß die Jungen, die in der Fabrik ausgebildet wurden, von vornherein auf das äußerste in ihrer zukünftigen Bewegungsfreiheit beschränkt blieben, falls sie nicht überhaupt zu einem anderen Berufe übergehen wollten. Gearbeitet wurden elf, manchmal zwölf Stunden am Tage, und auch am Sonntagvormittag mußten die Lehrjungen, wenigstens in den ersten paar Jahren, zu Aufräumarbeiten antreten.

Ich war insofern etwas besser daran als die übrigen Lehrjungen, als ich infolge des Besuches der Bürgerschule nicht notwendig hatte, in den paar Abendstunden am Fortbildungsunterricht teilzunehmen. Dafür begann ich damals den Versuch zu machen, auf eigene Faust an meiner Fortbildung zu arbeiten. Das ging natürlich ziemlich planlos vor sich. Sprachstudien, Französisch, Englisch — Französisch hatte ich übrigens in der Schule gelernt — wechselten ab mit Versuchen, in die Nationalökonomie einzudringen. Dabei hatte ich eine ganze Menge Lehrgeld zu zahlen, denn ich fing mit

schweren Büchern an, für deren Verständnis mir die Vorbildung fehlte, und ich habe damals manches Buch in die Hand genommen, das ich erst eine ganze Reihe von Jahren später zu Ende gelesen und verdaut habe. Geschichtswerke interessierten mich in jener Zeit am meisten.

Den wesentlichsten Anstoß zu diesen Studien gaben mir einzelne junge Gesellen, besonders meine späteren Freunde Fritz Roßmann und Otto Postel, die beide noch heute in Brandenburg leben, wo Roßmann vor kurzem besoldeter Stadtrat geworden ist.

Von ihnen sowie von einem Bruder meiner Mutter erhielt ich die ersten Anregungen, mich um die Arbeiterbewegung zu kümmern. Das war damals, wenigstens soweit ich damit bekannt wurde, noch eine reichlich unklare Sache. Das Sozialistengesetz hatte das festere Gefüge der Arbeiterbewegung, falls es überhaupt in nennenswertem Umfange bestanden hatte, in Brandenburg gesprengt. Nur wenige Arbeiter wagten, offen mit ihrer sozialdemokratischen Gesinnung herauszutreten. Wer das riskierte, mußte in der Regel darauf gefaßt sein, daß er kurzerhand auf die Straße gesetzt wurde. Versammlungen konnten öffentlich nicht stattfinden, sondern tagten entweder in irgend einem versteckten Hinterlokal oder am Sonntagmorgen außerhalb der Stadt, in irgend einer Waldlichtung.

Auf sechzehnjährige Burschen, die gelegentlich, natürlich in ganz geringer Zahl, zu solchen Veranstaltungen zugelassen wurden, mußte das halb Geheimnis-, halb Gefahrvolle der Sache natürlich einen starken Eindruck machen. Bei mir hatte das erste Bekanntwerden mit den sozialdemokratischen Ideen vorerst einmal zur Folge, daß ich die gelegentlichen Besuche am Sonntagabend im christlichen Jünglingsverein einstellte.

Neben den Versuchen, eine sozialdemokratische Bewegung in größerem Umfange wieder aufzubauen, gingen die Bemühungen, auch die gewerkschaftlichen Organisationen neu zu schaffen. An den Bestrebungen, die Korbmachergewerkschaft zusammenzufassen, habe ich schon als Siebzehnjähriger einigen Anteil gehabt. Aber der Mangel an geeigneter Literatur, heftige Zänkereien persönlicher und grundsätzlicher Art zwischen den Sozialdemokraten, die damals zum Teil ihre Anregungen durch die Mostsche „Freiheit“, die in London erschien, bekamen, erschwerten das Zusammenfassen der Kräfte der Arbeiterschaft außerordentlich.

Daß ich es in meinem Beruf zu einer besonderen Kunstfertigkeit gebracht hätte, kann ich nicht behaupten. Es wird kaum ein Dutzend verschiedener Muster gewesen sein, die mir in dieser sogenannten Lehre unter die Finger gekommen sind.

Trotzdem versuchte ich, da ich die Einförmigkeit der lang ausgedehnten Fabrikarbeit als reichlich unerträglich empfand, wenige Tage nach Beendigung meiner Lehrzeit, deren Hauptertrag ein schön gesiegelter Gesellenbrief war, mein Glück, packte ein Felleisen, fuhr bis Genthin und wanderte dann über Magdeburg nach Halle, wo ich bei einem kleinen Meister Arbeit fand, der in der eigenen Werkstätte Kinderwagen herzustellen versuchte.

Seide war für mich dabei nicht zu spinnen, und es machte sich bereits am ersten Tage fühlbar, wie wenig die beinahe vierjährige Lehrzeit in Wirklichkeit wert gewesen war.

Es war Sommer, und infolgedessen packte ich schon nach zwei oder drei Wochen wiederum mein Bündel und zog durch das Kyffhäuser-Gebirge, durch Thüringen, über Coburg, Gotha, Meiningen, den Spessart bis Frankfurt a. M. Meinen 18. Geburtstag habe ich damals auf der Rothenburg im Kyffhäuser an einem sehr gewitterreichen Tage verlebt, der beinahe mein letzter geworden wäre. Denn als ich auf der Rothenburg den Weg abkürzen wollte, stürzte ich ab und verdankte es lediglich meinem Ranzen, daß ich mir auf den Steinen nicht den Kopf zerschlug.

In Frankfurt war die Herberge voll gestopft von Handwerksburschen. Mitte der achtziger Jahre

lag das Wirtschaftsleben Deutschlands außerordentlich darnieder und die Zahl der Arbeitslosen war groß. So blieben auch meine Bemühungen, Arbeit zu finden, ohne Erfolg.

Da ich aber fast vier Wochen auf der Landstraße gelegen hatte, hatte ich Anlaß, mir eine Erwerbsstelle zu suchen. Denn bei der Kontrolle der Wanderburschen durch die Gendarmen wurde mit Leuten, die längere Zeit ohne Beschäftigung gewesen waren, nicht viel Federlesens gemacht. Aber ganz abgesehen davon, konnte ich trotz aller jugendlichen Hinneigung zur Romantik dem müßigen Herumstreifen auf der Landstraße nie Geschmack abgewinnen. Vor allem ging mir das gewerbsmäßige Fechten, das von den Handwerksburschen als etwas Selbstverständliches angesehen wurde, vollständig gegen das Gefühl. Ich habe oft eine Abweisung stundenlang nicht verwinden können und brachte es, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, überhaupt nicht fertig, allein durch ein Dorf von Haus zu Haus zu ziehen. Dabei war jedoch der Handwerksgehilfe notgedrungen auf das Fechten angewiesen, wenn seine Barmittel zu Ende waren. Denn die gewerkschaftlichen Zahlstellen, die Reiseunterstützung gewährten, waren gerade in meiner Organisation noch außerordentlich dünn gesät.

Um nur wieder ein Dach über den Kopf zu bekommen, habe ich dann vor dem Bockenheimer Tor bei Frankfurt acht Tage lang in einer sogenannten

Russefabrik, das ist eine Feldziegelei, gearbeitet. Zu der sehr gemischten Gesellschaft, die sich dort zusammengefunden hatte, paßte ich aber herzlich wenig. Dazu war mir die Arbeit furchtbar ungewohnt und äußerst anstrengend, so daß ich nach Schluß der Woche wieder nach Frankfurt ging und auch dort nach wenigen Tagen als Korbmacher Arbeit fand.

In Frankfurt blieb ich etwa drei Monate. Aber so recht warm geworden bin ich in der kleinen Werkstatt nicht. Im Vergleich mit der engen Bude, in der wir zu dritt neben dem Meister saßen, erschienen mir die ausgedehnten Fabrikräume in Brandenburg immerhin noch als die größere Annehmlichkeit. Und so kehrte ich denn gegen den Herbst in meine Vaterstadt zurück und nahm wieder in der Reichsteinschen Fabrik einen Platz an.

In den beiden nächsten Jahren haben P o s t e l, R o ß m a n n und ich es uns dann angelegen sein lassen, unsere Kollegen im Verband nach Möglichkeit zusammenzufassen. Wenn wir selbst auch zu den gewandteren Arbeitern gehörten, die leidlich verdienen, so war doch das Arbeitseinkommen des weitaus größten Teiles unserer Kollegen trotz ausgedehnter Arbeitszeit unzulänglich. Der Wert unserer Organisationsarbeit zeigte sich bei einem wochenlangen Streik. Im Gegensatz zu anderen Arbeiterkategorien der Reichsteinschen Fabrik hielt unsere Kollegenschaft immer geschlossen zusammen,

was den Erfolg zeitigte, daß eine nicht unbeträchtliche Lohnaufbesserung herausgeholt wurde.

Ich habe das Ende des Streikes nicht abgewartet, sondern ging nach Liegnitz, wo mir Arbeit angeboten worden war, kehrte aber einige Zeit nach der Beendigung der Lohnbewegung wieder nach Brandenburg zurück.

In den nächsten Jahren nahm ich stetig wachsenden Anteil am Versammlungsleben und erlangte einen Vertrauensposten in der Arbeiterbewegung nach dem anderen. Als Vierundzwanzigjähriger wurde ich schon zeitweise Vorsitzender des sozialdemokratischen Vereins, der nach dem Fall des Sozialistengesetzes raschen Aufschwung genommen hatte und damals etwa 1000 Mitglieder zählte. In jener Zeit habe ich auch nicht selten auf politischen Versammlungen mit Gegnern diskutiert. Mein erster, wirklich großer rednerischer Erfolg bestand in einer Auseinandersetzung mit dem bekannten Antisemitenführer A h l w a r d t, der damals mit seinen Judenflintengeschichten großes Aufsehen erregt hatte.

Gelegentliche schriftliche Arbeiten für die Brandenburger Zeitung, die nach 1890 von der Sozialdemokratischen Partei übernommen worden war, bewirkten, daß ich als zweiter Redakteur in die Schriftleitung eintrat, als sich nämlich die Möglichkeit ergab, wenigstens ein Monatsgehalt von 100 Mark für einen Hilfsredakteur auszuwerfen.

Dieser hatte nebenbei noch die Verpflichtung, das Buchhandelsgeschäft, das betrieben wurde, mit zu leiten.

Für Bücher interessierte ich mich dauernd. Seit meinem Liegnitzer Aufenthalt saß ich eigentlich ständig abends hinter den Büchern, zum lebhaften Unbehagen meines Vaters, der an mehr als einem Abend ärgerlich aus dem Bett sprang und die Lampe auslöschte, wenn ich um 12 Uhr noch bei den Büchern saß. Daß ich heute eine Brille tragen muß, ist darauf zurückzuführen, daß ich in meiner Dachkammer an vielen Abenden stundenlang bei einer kleinen Küchenlampe gesessen und gelesen habe.

Die Bezahlung, die die Brandenburger Zeitung leisten konnte oder leisten wollte, war sehr gering. Sie reichte nicht aus, um damit die Existenz einer Familie zu bestreiten. Mit etwas mehr als dreiundzwanzig Jahren hatte ich nämlich geheiratet, und ich mußte mich nach einer einträglicheren Stellung umsehen, wenn ich nicht wollte, daß meine Frau mit zum Lebensunterhalt beitragen sollte.

Als daher in Königsberg gegen Ende 1897 ein leitender Redakteur gesucht wurde, meldete ich mich und wurde gewählt. Die „Königsberger Volkstribüne“ habe ich fast fünf Jahre lang geleitet, und zwar unter recht schwierigen Verhältnissen. Die finanziellen Mittel des Unternehmens waren außerordentlich dürftig. Zuerst erschien das

Blatt nur dreimal wöchentlich, später aber als „Königsberger Volkszeitung“ täglich.

Daneben schrieb ich etwa zwei Jahre lang, buchstäblich genommen fast von der ersten bis zur letzten Zeile, ein Blatt für ostpreußische Landarbeiter, wobei ich bei jedem Satz genau überlegen mußte, wie dem Verständnis der damals noch vollständig unpolitischen Landarbeiter möglichst nahe zu kommen war.

In die Königsberger Stadtverordneten-Versammlung kam ich als einziger Sozialdemokrat, und als ich vor ein paar Wochen zum erstenmal seit meinem Weggang von Königsberg im Jahre 1902 den alten, fast völlig unverändert gebliebenen Junkerhof sah, habe ich mich nicht ohne ein gewisses Gefühl der Genugtuung an die scharfen Redekämpfe erinnert, die ich dort als einziger Vertreter der Arbeiter inmitten eines Kollegiums auszufechten hatte, das in seiner überwiegenden Mehrheit sehr wenig Verständnis für die Bestrebungen und die berechtigten Forderungen der Arbeiterklasse zeigte. Ein paar liberale Stadträte, darunter besonders Brinkmann, haben meine Mitarbeit damals allerdings nicht ungerne gesehen. Brinkmann, der später kurze Zeit Bürgermeister von Berlin war, kam nicht selten zu mir, um mit mir zu vereinbaren, wie eine Attacke besonders gegen die in der Stadtverordnetenversammlung dominierenden Hausbesitzer zu unternehmen sei.

Eine Anzahl Prozesse hatte meine Zeitung damals auch auszufechten, und einige der verantwortlichen Redakteure haben nicht unbeträchtliche Strafen erleiden müssen. Die Zahl der Geldstrafen, die mir allmählich aufgehängt worden sind, vermag ich nicht mehr anzugeben.

Kurz vor dem Abschied von Königsberg brummte mir eine Strafkammer wegen Beleidigung des früheren Hofpredigers Stöcker drei Monate Gefängnis auf, während ich höchstens auf eine Strafe von ein paar hundert Mark gerechnet hatte. Abgesessen habe ich die drei Monate später in Chemnitz in einer Weise, die mir nur zum Nutzen gereicht hat. Denn der Direktor der Strafanstalt hielt mich wie in einer Art von Festungshaft und gewährte mir jede nur zulässige Erleichterung. Besonders war ich im Lesen von Zeitungen und Büchern fast völlig unbehindert, so daß in diesen Monaten manches Buch gelesen werden konnte, das ich notgedrungen in den letzten Jahren hatte liegen lassen müssen.

Daß ich schließlich von Königsberg wegging, hatte neben Differenzen persönlicher Art, die jedoch nicht ausschlaggebend waren — ich hatte nämlich als Redaktionskollegen Herrn Julian Borchardt erhalten, der später einige Zeit im Preussischen Landtag als Abgeordneter eine kurze Gastrolle gab, die mir nicht sehr rühmlich erschien —, seinen Hauptgrund darin, daß das Blatt finanziell nicht recht vorankam.

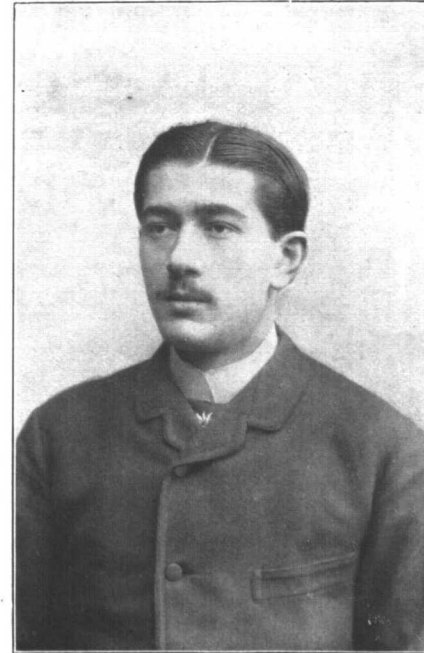


Der junge Noske

Eine Anzahl Prozesse hatte meine Zeitung damals auch auszufechten, und einige der verantwortlichen Redakteure haben nicht unbeträchtliche Strafen erleiden müssen. Die Zahl der Geldstrafen, die mir allmählich aufgehängt worden sind, vermag ich nicht mehr anzugeben.

Kurz vor dem Abschied von Königsberg brummte mir eine Strafkammer wegen Beleidigung des früheren Hofpredigers Stöcker drei Monate Gefängnis auf, während ich höchstens auf eine Strafe von ein paar hundert Mark gerechnet hatte. Abgesehen habe ich die drei Monate später in Chemnitz in einer Weise, die mir nur zum Nutzen gereicht hat. Denn der Direktor der Strafanstalt hielt mich wie in einer Art von Festungshaft und gewährte mir jede nur zulässige Erleichterung. Besonders war ich im Lesen von Zeitungen und Büchern fast völlig unbehindert, so daß in diesen Monaten manches Buch gelesen werden konnte, das ich notgedrungen in den letzten Jahren hatte liegen lassen müssen.

Daß ich schließlich von Königsberg wegging, hatte neben Differenzen persönlicher Art, die jedoch nicht ausschlaggebend waren — ich hatte nämlich als Redaktionskollegen Herrn Julian Borchardt erhalten, der später einige Zeit im Preussischen Landtag als Abgeordneter eine kurze Gastrolle gab, die mir nicht sehr rühmlich erschien —, seinen Hauptgrund darin, daß das Blatt finanziell nicht recht vorankam.



Der junge Noske

Ostpreußen gab damals noch nicht den Boden für die weite Verbreitung einer sozialdemokratischen Zeitung, da in den Städten, noch viel mehr aber auf dem Lande, in der rigorosesten Weise die Bekämpfung der sozialdemokratischen Bewegung erfolgte. Mit welchen Mitteln damals gearbeitet wurde, mag der Umstand dartun, daß ich in Chemnitz noch eine gerichtliche Vernehmung zu bestehen hatte, die im Zusammenhang stand mit einem Disziplinarverfahren gegen einen Königsberger Polizeibeamten. Dieser hatte es nämlich gewagt, mir auf dem Korridor des Gerichtsgebäudes während eines Prozesses die Hand zu reichen.

Am 1. Juli 1902 kam ich nach Chemnitz als Redakteur der „Volksstimme“. Dort fand ich einen großen Wirkungskreis sowohl in der Redaktion als auch im ganzen Erzgebirge und darüber hinaus als Redner und Organisator. Seit meiner Chemnitzer Tätigkeit habe ich einen fast ununterbrochenen Aufstieg der Arbeiterbewegung mit erlebt. Unser Blatt, das, als ich in die Redaktion eintrat, etwa 13 000 Abonnenten hatte, erreichte im Laufe weniger Jahre eine Auflage von 50 000 Exemplaren, die im Kriege bis auf 60 000 hinaufstieg.

Unsere Organisation dehnte sich ungewöhnlich rasch aus. Besonders die gewerkschaftlichen Verbände gewannen mächtig an Boden und ermöglichten eine wesentliche Verbesserung der wirt-

schaftlichen Lage eines beträchtlichen Teiles der Arbeiterschaft.

Neben meiner sehr ausgedehnten Redaktions-tätigkeit und einer umfangreichen politischen Agitation — im Durchschnitt habe ich jährlich etwa 100 öffentliche Versammlungen abgehalten — habe ich stets noch ein besonderes Interesse dem Holz-arbeiterverband gewidmet, dem ich für Ost- und Westpreußen als unbesoldeter Gau-vorsteher, in Chemnitz als Mitglied des Gau-vorstandes agitatorisch diene.

Seit ich meinen ursprünglichen Beruf aufgegeben habe, sind heute 22 Jahre verflossen. In dieser Spanne Zeit habe ich dem Holzarbeiter-Verband nicht unbeträchtliche Arbeit geleistet, ohne jemals für mich selber auch nur den geringsten Vorteil zu fordern. Ich habe stets meine Beiträge gezahlt, um die alte Zusammengehörigkeit mit den früheren Berufs-kollegen zu betonen. Trotzdem mußte sich der Verbandstag der Holzarbeiter, der vor ein paar Wochen getagt hat, damit begnügen, über Anträge zu verhandeln, die Berlin und ein paar andere Städte gestellt hatten, um mich wegen Ver-rats an der Arbeiterklasse aus dem Verband aus-zuschließen. Vorläufig hat mich der Verbandstag vor diesem Schicksal durch Uebergang zur Tages-ordnung bewahrt. Sehr groß ist aber die Mehrheit nicht gewesen, die mir gestatten wollte, auch weiter-hin meine Beiträge zu entrichten.

Die Chemnitzer machten mich Ende 1906 zum Stadtverordneten und wählten mich wenige Wochen später in den Reichstag. Durch ständige Wiederwahl haben sie zum Ausdruck gebracht, daß sie davon überzeugt waren, ich hätte in den gewähl-ten Körperschaften einige vorteilhafte Arbeit ge-leistet.

Im Reichstag habe ich mich neben den Kolonialfragen sehr viel mit den Angelegen-heiten der Marine und des Heeres beschäftigt. Eine Anzahl von Jahren war ich der ständige Redner der Sozialdemokratischen Fraktion zum Heeres-, Flotten- und Kolonial-Etat.

Um einige Klarheit in die Stellung der Sozial-demokratie zur Kolonialfrage zu bringen, schrieb ich 1914 das Buch „Kolonialpolitik und Sozialdemokratie“, das kurz vor dem Kriege erschien. Heute hat es lediglich noch den Wert, darzutun, wie unrecht die Ententeregierungen hatten, als sie in ihrer Antwort auf die deutschen Gegen-vorschläge zum Friedensvertrag meine Reichstags-reden als Beweis dafür anführten, daß Deutschland es nicht verdiene, Kolonien zu besitzen.

So scharfe Kritik ich auch an den Anfängen der deutschen Kolonialpolitik ausüben mußte, ist es doch von mir keineswegs verkannt worden, wieviel wert-volle Kulturarbeit von Deutschland in den letzten Jahren in den afrikanischen Schutzgebieten geleistet worden ist.

Nach der Wahl von 1912 wurde ich von der Budget-Kommission zum Korreferenten für den Marine-Etat bestellt. Das brachte mich insofern in engere Fühlung zur Flotte und den Marine-Anlagen, als ich mich nicht darauf beschränkte, Informationen der Offiziere und der Herren von der Verwaltung entgegenzunehmen, sondern immer wieder Wert darauf legte, mir an Ort und Stelle ein eigenes Urteil zu bilden. Reisen auf die Werften wechselten ab mit Besichtigungen an Bord von Schiffen, so daß ich sofort jede Neuerung kannte. Ich war einer der ersten Zivilisten, der in einem Unterseeboot fuhr und tauchte. Ebenso machte ich eine unvergeßliche Fahrt mit einem der ersten Zeppelinschiffe unter der Führung des Kapitänleutnants Hanne, der bald darauf bei Helgoland in den Fluten der Nordsee den Tod fand.

Während des Krieges habe ich Wert darauf gelegt, möglichst viel vom Leben unserer Truppen im Felde durch eigenen Augenschein kennenzulernen. Schon 1914 war ich an der belgischen und französischen Front, sah der Beschießung von Antwerpen zu, machte den Einzug in Antwerpen mit und war der letzte Mann, der an Bord der „Gneisenau“ war, die die Engländer kurz vor ihrem Abzug aus Antwerpen auf der Schelde versenkten. Ich fand das Schiff dicht an der holländischen Grenze und sah mir die Verwüstungen an, die dort in mutwilligster Weise angerichtet worden waren. Das

Schiff sank mir damals buchstäblich unter den Füßen weg. Vom Boot aus habe ich dann aus nächster Nähe den Untergang des stolzen Schiffes mit angesehen.

Insgesamt habe ich wohl gegen fünfzehn Wochen unmittelbar an der Front in den Jahren 1914, 1915, 1916 zugebracht, und zwar habe ich auf meinen verschiedenen Reisen immer wieder nach Möglichkeit stundenlange Märsche in den vordersten Gräben gemacht. 1916 bin ich fast nur durch einen Zufall — vor Dixmuiden lagen wir hinter einem Bahndamm eine Weile in schwerem Sperrfeuer — davor bewahrt worden, daß die Engländer mich erwischten, als ich in die sogenannte Bastion gehen wollte, die von ihnen an diesem Morgen gestürmt worden war. Auch in Polen und Kurland bin ich wochenlang an der Front gewesen. 1915 war ich ein paar Tage lang in der Nordsee an Bord des großen Kreuzers „Von der Thann“. 1917 machte ich noch einen Besuch in Pola und auf einem kleinen österreichischen Schiff eine Fahrt durch die Adria nach Cattaro. Ueber Cettinje und durch Bosnien und die Herzegowina ging es dann wieder heim.

An den innerpolitischen Auseinandersetzungen während des Krieges habe ich einen nicht ganz unwesentlichen Anteil gehabt, sowohl mit Bethmann-Hollweg und Helfferich, als auch später mit Michaelis hatte ich lebhaftere Auseinandersetzungen.

In den ersten Novembertagen 1918 fuhr ich nach Kiel, nachdem dort am Sonntag, den 3. November, das erste Blut geflossen war. Ich hatte den Auftrag, einen befürchteten großen Streik der Werftarbeiter zu verhüten.

Als ich in Kiel anlangte, fand ich eine große Revolution vor. Im Laufe des Nachmittags hatten sich Tausende von Matrosen erhoben und bewaffnet, die mich bei meinem Eintreffen in Ermangelung führender Persönlichkeiten als ihren Wortführer und Leiter reklamierten.

Am Nachmittag des 6. November war ich der erwählte Gouverneur der Kieler Matrosen und der Flottenteile, die damals in der Ostsee waren. Das Schicksal von etwa 80 000 Soldaten der Marine war damit in meine Hand gegeben.

Am 27. Dezember kam ich auf Drängen meiner Freunde Ebert und Scheidemann nach Berlin. Am 28. wurde ich nach dem Rücktritt der Unabhängigen sogenannter Volksbeauftragter.

Nachdem am Sonntag, den 5. Januar, der „Vorwärts“ und andere Zeitungen von der Gefolgschaft Liebknechts und Ledebours besetzt worden waren, gaben mir meine Regierungskollegen und der Zentralrat weitgehende Vollmachten, die nie im einzelnen umrissen worden sind, zur Zusammenfassung von militärischen Kräften, um wieder Ordnung in Berlin zu schaffen.

Diese rasche Zusammenballung von Truppen leitete ich vom Luisenstift in Dahlem aus. Am Sonnabend, den 11. Januar, marschierte ich an der Spitze von etwa 3000 Mann in Berlin ein. Am Dienstag konnte ich Moabit besetzen lassen, und am Mittwoch fand die Besetzung der weiteren Teile Berlins statt.

Am folgenden Sonntag — es war der 19. Januar — konnte die Wahl zur Nationalversammlung in Berlin völlig ungestört vor sich gehen.



Im gleichen Verlage erschien:

Zur Völkerverständigung

Wege und Ziele.

VON
DR. EMIL SCHULTZ
ZÜRICH-BERLIN

Herausgegeben von der
Arbeitsgemeinschaft
für Völkerverständigung
Landesgruppe Schweiz

Preis 1.— M.

Kultur-Verlag Berlin W 30 und Bern